



ANDREA
GERK

LESEN ALS MEDIZIN

DIE WUNDERSAME
WIRKUNG DER LITERATUR

eBOOK
KEIN & ABER

INHALT

- » [Über die Autorin](#)
- » [Über das Buch](#)
- » [Buch lesen](#)
- » [Impressum](#)
- » [Weitere eBooks der Autorin](#)
- » [Weitere eBooks von Kein & Aber](#)

» www.keinundaber.ch



ANDREA GERK

ÜBER DIE AUTORIN

ANDREA GERK, geboren 1967, arbeitet als Autorin und Moderatorin bei öffentlich-rechtlichen Radiosendern. Sie hat *Lob der schlechten Laune* (2017) geschrieben und gemeinsam mit Moni Port *Fünfzig Dinge, die erst ab fünfzig richtig Spaß machen* (2019) und *Ich bin da mal raus* (2021) veröffentlicht. Sie lebt mit ihrer Familie in Berlin.

ÜBER DAS BUCH

Bücher entfalten mitunter eine magische Kraft, die uns im Innersten berührt. Aber wie funktioniert diese rezeptfreie Medizin, die schon Doktor Erich Kästner in seiner Lyrischen Hausapotheke gegen die kleinen und großen Schwierigkeiten der Existenz verordnete?

Andrea Gerk hat Antworten gesucht: im Krankenhaus, im Kloster und im Gefängnis. Sie hat sich von Bibliothérapeuten Romane verschreiben und beim Lesen von Gedichten ihr Gehirn von Neurowissenschaftlern analysieren lassen. Sie hat Schriftsteller befragt und unzählige Bücher gewälzt. All das, um der geheimnisvollen Wirkung des Lesens auf die Spur zu kommen.

ANDREA GERK

Lesen als Medizin

Die wundersame Wirkung
der Literatur



eBOOK
KEIN & ABER

Für Antonia und Johanna

*»Richtiges Lesen rettet vor allem, einschließlich vor einem
selbst.«*

DANIEL PENNAC

1. KRISE, KRANKHEIT, KRIEG – LESEN HILFT!

BÜCHER STATT BURNOUT

Im Frühsommer 1941 begegnen ein junger Mann und eine junge Frau der Liebe. Sie spüren eine neue Lebendigkeit in sich, eine Energie, die kaum zu bändigen ist. Ihre Körper strecken sich voller Sehnsucht, kaum dass der andere den Raum verlassen hat. Sie schwelgen in gemeinsam gehörter Musik, sprechen leise Beschwörungen in warme Ohren und widmen einander sentimentale Gedichte. So wie es schon immer gewesen ist, wenn zwei außer sich sind vor Nähe.

Doch bei diesen beiden ist manches anders. Wenn sich der junge Mann, noch mit dem Geruch und der Wärme seiner Freundin auf der Haut, auf den Heimweg begibt, kann es passieren, dass ein Sterbender auf seinem Weg liegt, ein Mensch, den nur noch eine Lage Zeitungspapier, die man über ihm ausbreiten wird, vom Tod trennt.

Der Ort, an dem die beiden aufeinandertreffen, ist das Warschauer Getto, hier sitzen sie nachts bei kümmerlicher Beleuchtung, hören »deutsche Schüsse und jüdische Schreie«, zucken zusammen, zittern vor Angst und – lesen.

Ein Buch hat es ihnen besonders angetan: *Doktor Erich Kästners Lyrische Hausapotheke*. Der junge Mann hat diese 1936 erschienene Gedichtsammlung bei einem Bekannten entdeckt und ausgeliehen. Aber das genügt ihm nicht. Er will das Buch unbedingt selbst besitzen. Doch im Getto kann man nicht jedes Buch kaufen, das einem gefällt; deshalb hat das Mädchen jedes einzelne Gedicht, Vers für Vers, in ihrer schönen, regelmäßigen Handschrift abgeschrieben. Zu den Texten hat sie Zeichnungen angefertigt, kleine bunte Bilder. Auf einem ist ein elegant gekleidetes Paar zu sehen – die Dame trägt einen kecken Hut –, das schweigend an einem

Kaffeehaustisch sitzt; auf einem anderen rauscht eine schwarze Lokomotive über einen knallroten Fleck hinweg. Auf dem Umschlag der *Lyrischen Hausapotheke* sieht man einen Mann: Mit seinen übergroßen, clownesken Schuhen steht er auf einer gelben Trittleiter und steckt den Kopf in ein Medizinschränkchen. Dessen Erkennungszeichen, das rote Kreuz, prangt nicht auf dem üblichen aseptischen Weiß, sondern auf zartem Himmelblau, durch das weiße Wolken schweben.

Die Blätter hat das Mädchen sorgfältig zusammengeheftet, das so entstandene Büchlein mit einer gezackten Stoffborte am Rand verziert und es ihrem Freund zum 21. Geburtstag geschenkt. Noch Jahrzehnte später erzählt er, dieses kleine Heft sei vielleicht nicht das schönste, aber in jedem Fall das liebevollste Geschenk gewesen, das er je in seinem langen Leben erhalten habe.

Mehr als ein halbes Jahrhundert später beschreibt Marcel Reich-Ranicki in seiner Autobiographie die hoffnungslose Situation, in der er mit seiner künftigen Frau Teofila, genannt Tosia, Kästners *Sachliche Romanze* las. Die melancholische Phantasie über ein Paar, dem nach acht Jahren die Liebe abhandengekommen ist, habe sie entzückt, obwohl oder vielleicht auch, weil ihre eigene Liebe noch so neu und aufregend gewesen sei. Während sie Kästners Zeilen lasen, dachten sie an ihre gemeinsame Zukunft, die es, »davon waren wir überzeugt, gar nicht geben konnte – es sei denn, vielleicht, in einem Konzentrationslager«.

Auch das *Eisenbahngleichnis* lasen sie mehrfach, diese sieben Strophen, an deren Ende Kästner lakonisch feststellt, dass wir zwar alle im gleichen Zug sitzen, »manche jedoch im falschen Coupé«. Und sie fühlten sich, mitten in ihrer »jämmerlichen Existenz«, getroffen von der schlichten Moral: »Es gibt nichts Gutes/außer man tut es!«

Als Marcel Reich-Ranicki diese Szene in seinen 1999 erschienenen Lebenserinnerungen schildert, ist er längst

der bekannteste und einflussreichste Literaturkritiker im deutschen Sprachraum. Sein Urteil kann vernichtend sein. Doch auch wenn er sich die Bemerkung nicht verkneifen kann, Kästners Gebrauchslyrik zähle für ihn nicht zur großen deutschen Poesie, räumt er ein, dass ihn »seine kessen und doch etwas sentimentalen Gedichte damals gerührt und ergriffen« hätten. Mehr noch, sie hätten ihn »begeistert«.



Dr. Erich Kästners Lyrische Hausapotheke, Titelblatt der von Teofila Reich-Ranicki kopierten Ausgabe von 1936

Im Elend des Warschauer Gettos, von ständiger Todesangst begleitet, sei es ihm schwergefallen, Romane oder auch Erzählungen zu lesen. Trost habe er damals eher in der Musik gefunden, deren Wirkung stärker und unmittelbarer gewesen sei als die der Literatur. Abgesehen von den

Gedichten Heines oder Goethes und den auf raffinierte Weise einfachen Versen Erich Kästners.

1957 lernte Reich-Ranicki, noch als polnischer Journalist, Erich Kästner bei einem Interview in München persönlich kennen. Nach getaner Arbeit plauderten die beiden Herren noch ein wenig, und der Kritiker erzählte dem Büchner-Preisträger, was ihm dessen Gedichte im Getto bedeutet haben. Als er Kästner schließlich die handgeschriebene Ausgabe seiner *Lyrischen Hausapotheke* zeigte, sei dieser schweigsam geworden: »Ich glaube, der smarte Poet hatte Tränen in den Augen.«

Als *Doktor Kästners Lyrische Hausapotheke* 1936 in der Schweiz erschien, hatte der Autor seine Gedichtsammlung im Vorwort ausdrücklich zu einem »der Therapie des Privatlebens« dienenden Mittel erklärt. Dass seine Medizin sogar in einer lebensbedrohlichen Situation, wie sie Marcel und Teofila Reich-Ranicki durchstehen mussten, etwas Heilsames bewirken würde, wird er sich dabei wohl nicht vorgestellt haben. Allerdings wusste Kästner aus eigener Erfahrung, dass der Inhalt eines noch so gut mit Pflaster, Aspirin und Magentropfen bestückten Medizinschränkchens nicht weiterhilft bei trostlosen Zuständen wie Liebeskummer und Einsamkeit. In der Gebrauchsanweisung, die er samt Register mitliefert, lassen sich gleich mehrere Gedichte für jede Problemlage finden, etwa »wenn das Alter traurig stimmt«, einem »die Ehe kaputt geht«, »man zu wenig von Kunst versteht« oder »uns die Großstadt zum Hals raushängt«.¹

So unmittelbar und konkret wie es Doktor Kästners Beipackzettel augenzwinkernd verspricht, funktioniert die heilsame Wirkung literarischer Rezepturen sicher nicht. Doch die gereimten Arzneien aus dieser *Lyrischen Hausapotheke* zeigen wie durch ein Vergrößerungsglas ein wesentliches Merkmal von Dichtung und Literatur: Wörter

entfalten mitunter eine magische Kraft, die uns nicht nur intellektuell voranbringt, sondern auf vielschichtige Weise im Innersten berührt. Manchmal so sehr, dass ein Vers, eine Erzählung, ein Roman das ganze Leben verändern kann, und sei es nur für ein paar Stunden.

Dass Literatur »seelisch verwendbar« ist, wie es in Kästners *Hausapotheke* heißt, weiß jeder Leser aus eigener Erfahrung. Aus der weltschmerzgeschwängerten Pubertät, in der tote Dichter einen besser zu verstehen scheinen als die lebenden Eltern, aus jenen Augenblicken, in denen zwei Buchdeckel Schutz vor dem bedrohlichen Alltag bieten – in der vollen Bahn ebenso wie in einem von Streit erfüllten Wohnzimmer.

Leser wissen, dass ein elektrisierender Pageturner über manchen Kummer hinweghelfen kann und dass der spröde Charme eines Gentlemans wie Mr. Darcy (der in Jane Austens Roman *Stolz und Vorurteil* der selbstbewussten Elizabeth Bennett den Kopf verdreht) auch nach der soundsovielten Enttäuschung mit dem anderen Geschlecht den Glauben an ewiges Liebesglück reanimieren kann.

Bücher können Trost schenken, Mut machen, Spiegel vorhalten, Zuflucht sein, Erfahrungen vermitteln, Perspektiven ändern, Sinn stiften. Bücher amüsieren und berühren. Und sie können ablenken – nicht zuletzt von uns selbst.

Der französische Lyriker und Philosoph Paul Valéry berichtet in seinen Tagebüchern von einem Kranken, der ohne Betäubung operiert wurde und »eine gewisse Linderung oder vielmehr eine gewisse Verstärkung seiner Kräfte und seiner Geduld dadurch fand, dass er zwischen zwei Schmerzhöhepunkten ein Gedicht aufsagte, das er liebte«.²

Primo Levi, der sich 1943 einer italienischen Widerstandsgruppe angeschlossen hatte, deshalb verhaftet und nach Auschwitz deportiert wurde, veröffentlichte 1958

den autobiographischen Roman *Ist das ein Mensch?* – einen brillant geschriebenen Augenzeugenbericht und ein bewegendes Stück Weltliteratur. Mit einer schneidenden, fast grausamen Sachlichkeit beschreibt Levi den Alltag im Lager, reflektiert die Mechanismen unter den Gefangenen, die jeden Tag um ihr Leben kämpfen, und versucht, die Grenze zu verorten, an der Menschen gerade durch ihren unbedingten Überlebenswillen das in Frage stellen, was Humanität ausmacht. In einer Szene erzählt Levi von seinen Bemühungen, einem Mithäftling Dantes *Göttliche Komödie* zu erklären. Während er versucht, sich an die Verse zu erinnern, erscheinen ihm die Worte Dantes auf einmal »wie ein Posaunenstoß, wie Gottes Stimme«, und einen Augenblick lang gelingt es ihm zu vergessen, »wer ich bin und wo ich mich befinde«.

Die 1946 in Belgrad geborene Performance-Künstlerin Marina Abramović, die sich in ihrer Arbeit auf radikale Weise mit den eigenen Schmerzgrenzen, aber auch mit der Belastbarkeit des Publikums auseinandersetzt, erklärt in einem Interview, ihre traurige, von elterlichem Streit und eigener Unsicherheit geprägte Kindheit nur deshalb überstanden zu haben, weil sie ständig las, schrieb und malte und ihr die Welt eines Dostojewski letztlich wichtiger war als die Welt, die sie umgab.³

Der österreichische Schriftsteller Gerhard Roth bekennt, schon als Kind lesesüchtig gewesen zu sein, »und aus dieser Lesesucht hat sich die Schreibsucht entwickelt«. Wohin extreme Lesesucht in letzter Konsequenz führen kann, spielt Roth in seinem Roman *Der Plan* durch. Dessen Hauptfigur ist ein bibliomanischer Bibliothekar, den seine Leidenschaft an die Ränder der Realität treibt. In abgeschwächter Form tritt dieses Phänomen bei jeder Lektüre auf, denn ein Buch ist Roth zufolge »mehr als ein Fetisch, wenn man es bei sich trägt. Es ist in diesem Moment eine zweite Wirklichkeit zur gelebten Wirklichkeit, und beide Wirklichkeiten sind wahr«.⁴

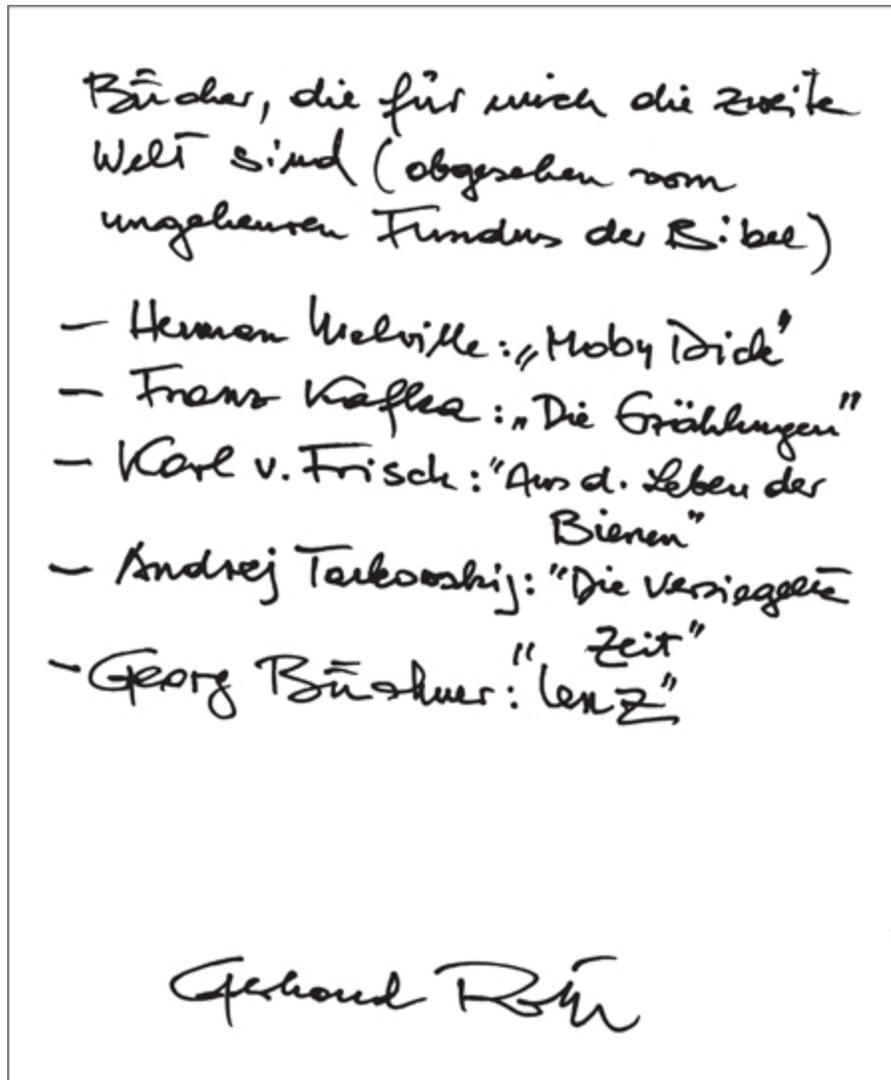
Wie sehr diese zweite Wirklichkeitsebene in seine Gefühlswelt eingreifen kann, dürfte auch dem wildesten Leser nicht immer bewusst sein. Dabei wird gerade diese emotionale Qualität der Literatur seit Jahrhunderten gezielt genutzt und – auch in durchaus fragwürdiger Weise – instrumentalisiert.

Seit Menschengedenken werden Wörter, Texte und Bücher als Heilmittel, aber auch als Erziehungs- und Besserungsinstrumente eingesetzt: in den Wartezimmern berühmter Mediziner, den geschlossenen Abteilungen psychiatrischer Anstalten, in entlegenen Klöstern, historischen Kerkern und modernen Gefängnisbibliotheken ebenso wie in bibliotherapeutischen Lesegruppen. Und nicht zuletzt in der Literatur selbst, die seit jeher davon träumt, den Leser im Innersten zu bewegen.

Als mir eine Freundin erzählte, dass sie eine Ausbildung zur Bibliothekarin begonnen hatte, war ich zunächst eher belustigt, mit was für ausgefallenen Methoden andere ihre Seelen pflegen. Aber dann fiel mir wieder ein, wie ich mit Hermann Hesse meinen jugendlichen Weltschmerz gelindert hatte. Ich erinnerte mich an heilsame – und heillose – Buchbegegnungen. Wie Treibgut tauchten meine Heldinnen und Helden aus der Buchwelt wieder auf und stießen weitverzweigte Erinnerungsräume auf, die mir auf ganz andere Weise etwas über mein Leben erzählten als ein Tagebuch oder ein Fotoalbum.

Anderen scheint es ähnlich zu gehen. Wenn ich von meinen Streifzügen durch die Heilstätten der Literatur berichtete, eine historische Anekdote zum Besten gab oder das Schicksal eines besonders verrückten literarischen Patienten schilderte, waren die meisten erst einmal irritiert. Biblio... was? Selbst meine Kollegen aus Verlagen und Literaturredaktionen gaben zu, noch nie etwas von dieser Kreativtherapie gehört zu haben. Kein Wunder, wenn selbst in Alberto Manguels epochaler *Geschichte des Lesens*, die

ich als Erstes nach Hinweisen durchforstet habe, diese »merkwürdige Wissenschaft der Bibliothherapie« nur im Nachwort Erwähnung findet.



»Bücher, die für mich die zweite Welt sind«
Gerhard Roth

Sobald ich jedoch den, für viele offenbar mental kontaminierten, Begriff *Therapie* wegließ und ein paar unterhaltsame literarische Initialzündungen schilderte, ließen die Aha-Erlebnisse nicht lange auf sich warten. So gut wie jeder packte mindestens ein literarisches

Erweckungserlebnis aus, es sprudelte geradezu vor Geschichten. Die Unterhaltung war gerettet, denn langweilig sind diese Geschichten nie.

Ein österreichischer Freund erzählte von seiner Jugend in einem Vorarlberger Touristenort, von der Enge des Tals und den Menschen, in deren Nähe er sich stets als Fremder gefühlt habe. Er sei dann 1988 zufällig auf Norbert Gstreins gerade erschienene fulminante Erzählung *Einer* gestoßen. Darin wird von Jakob erzählt, dem der Vater nichts zutraut, weil er zwei linke Hände hat, der vor sich hinräumt, statt, wie seine Geschwister, im Lokal der Eltern mitzuhelfen, und darum schon in der eigenen Familie keinen rechten Platz findet. Weil er so anders ist, als so ein Dorfleben es vorsieht, schickt man ihn in der Stadt zur Schule. Aber dort wird der stille Junge zum Opfer seiner Mitschüler, die ihn quälen und Tag für Tag missbrauchen. Als er im tiefsten Schnee zu Fuß ins Dorf flieht und der Mutter droht, sich umzubringen, sollte sie ihn zurückschicken, wird anscheinend alles anders. Zwar verschwindet er wie zuvor stundenlang im Wald oder in seinem Zimmer, doch er beginnt, im Betrieb zu helfen und einfache Aufgaben zu übernehmen. Im Inneren ist er jedoch längst woanders, verwirrt sich, wie Büchners *Lenz*, in seinen luziden Reflexionen, die weit und hoch über dem Dorf dahinschweben. Alle Anstrengungen, sich in die sogenannte Normalität einzufügen, scheitern über die Jahre. In den Wirtshäusern trinkt er sich weg, monologisiert und singt zum Gaudium der Bauern; in der Skischule verängstigt er die Gäste, wenn er sie spaßeshalber in den Tiefschnee führt und darin stecken lässt. Immer mehr verschwindet Jakob in sich. »Er hatte den Sinn für die Wirklichkeit verloren – und nichts dazugewonnen. Niemand erwartete etwas von ihm, es sei denn Dummheiten oder eine neue Ausfälligkeit.« Zuletzt wird Jakob abgeholt und weggesperrt. Die Irritation ist beseitigt, das Dorfleben geht weiter.

In stockendem, atemlosem Ton erzählt Norbert Gstrein von einem, der erst durch die anderen zum Außenseiter wird, der nicht sein und bleiben darf, weil sein Wesen den Rahmen der dörflichen Ordnung sprengt. Meinem Vorarlberger Freund begegnete hier *Einer*, der ebenso anders war wie er und der ihm einen Weg wies – hinaus aus dem engen Tal.

Eine Kollegin berichtete von ihrem Vater, der als junger Mann den von seinen Eltern übernommenen Friseursalon an einen Kneipenkumpel verkaufte, um nach Kanada auszuwandern. »Properties are burden« (dt. etwa: Eigentum ist eine Last) hatte er in Henry David Thoreaus Kultbuch *Walden* gelesen, diesem berühmten Selbstversuch eines Achtundzwanzigjährigen, der im Jahr 1845 an den Walden-See in die einsamen Wälder Massachusetts zog, um abseits von aller Zivilisation ein Leben im Einklang mit der Natur zu führen. Leider klappte es mit dem Bohnenanbau nicht so gut wie bei Thoreau, und so kehrte der alternative Friseur nach einem Jahr zurück in die Heimat und stutzte wieder Haarschöpfe statt Stauden. Die Begeisterung für Thoreaus Buch hat er sich aber, trotz dieses Misserfolgs, bewahrt und an seine Kinder weitergegeben.

Ein weiterer, normalerweise nicht sehr gesprächiger Freund kam beim Reden über die Wirkung von Büchern auf seine Zeit bei der NVA. Der Dienst bei der Nationalen Volksarmee der DDR sei für ihn die schlimmste Phase seines Lebens gewesen, wie er mehrfach betonte. Den Drill, die ihm unsinnig erscheinenden Regeln, die demütigende Pflicht zu Gehorsam und Ordnung habe er kaum ertragen können. Weil er sich innerlich so sehr gegen dieses Dasein gesperrt habe, sei ihm ständig etwas danebengegangen und deshalb auch noch so gut wie jeder Ausgang gestrichen worden. An den Wochenenden, die er in der Kaserne habe verbringen müssen, sei er aber zumindest allein auf der Stube gewesen

und habe in Ruhe lesen können. Die entsprechenden Bücher, erzählte er, gab es bei einer Offiziersfrau, die einen kleinen Buchhandel in der Kaserne betrieb und erstaunlicherweise Lektüre im Angebot hatte, die in der DDR ansonsten nur als Bückware oder gar nicht zu bekommen war. Unzählige Gedichte hat er in dieser Zeit gelesen, so viele wie später nie mehr: *so klein wie die welt und so groß wie allein* von E. E. Cummings, aber auch Romane wie *Das Paradies ist nebenan* von Cees Nooteboom. Und als ein Kollege einen Band mit Wolf Biermanns Gedichten mitbrachte, der unter den Soldaten bald von Hand zu Hand ging, hat mein Freund sich jedes einzelne abgeschrieben. Die Blätter besitzt er noch heute.

Die prägnanteste Antwort auf die Frage, ob Literatur heilsam sein kann, stammt von einer allein lebenden älteren Frau, die voller Emphase feststellte: »Ohne meine Bücher wär' ich doch schon längst gestorben!«

Leidenschaftliche Lesebekenntnisse und Bucherlebnisberichte wie diese zeigen, dass es sie tatsächlich gibt, diese fast magischen Worte und Geschichten, die ein Leben prägen und nicht selten Wendepunkte markieren. Doch so intensiv die Begleitumstände dieser Lektüreerfahrungen meistens geschildert werden – nur die wenigsten können sich an den genauen Inhalt des betreffenden Textes erinnern. In seinem Essay *Tage des Lesens* stellt Marcel Proust fest, dass sich gerade die Störungen von außen, die Unterbrechungen des Leseflusses, sanft in unsere Erinnerung eingraben und uns später kostbarer werden als das, »was wir damals mit Hingabe lasen«. Nehmen wir diese vor langer Zeit gelesenen Bücher später wieder zur Hand, spiegeln sie das Vergangene, »die nicht mehr existierenden Wohnstätten und Teiche«, und sind »die einzigen aufbewahrten Kalender der entflohenen Tage«. ⁵

Wenn wir an unsere ersten Begegnungen mit der betörenden Welt der Geschichten und Märchen denken, uns in diese Leselehrlingszeit vertiefen, tauchen dann vollständige Inhalte vor unserem inneren Auge auf? Oder Bilder, Stimmungen, sinnliche Details?

Die kühle, immer etwas feuchte Hand meiner Mutter, die über meine Stirn streicht, die warmen Marmorplatten über der Heizung, auf denen ich als Kind am liebsten lag und las.

Die bunten Einbände der Reader's-Digest-Jugendbuchreihe, die meine Eltern abonniert hatten. Vier Romane in einem Band: *David Copperfield* auf 120 Seiten! Ganz besonders liebte ich Betty Smiths Roman *Ein Baum wächst in Brooklyn*, der mir eine tiefe Sehnsucht einpflanzte, irgendwann, in unvorstellbarer Zukunft, nach New York zu reisen. Worum es in der Geschichte geht, weiß ich nicht mehr, nur ein paar Bilder sind noch da, die aber womöglich eher aus der Verfilmung des Romans durch Elia Kazan stammen.

Stefan Zweigs *Ungeduld des Herzens* habe ich mindestens dreimal gelesen. Trotzdem sind mir davon nur einige dürre Fragmente im Gedächtnis haften geblieben. Und wenn ich heute darin blättere, animiert mich die melodramatische Sprache auch nicht, das Buch noch mal zu lesen. Woran ich mich aber noch genau erinnere, ist das Gefühl, mit dem ich in diese Geschichte eingetaucht bin, als könnte ich darin ohne Angst meinem zerrissenen und unruhigen Innenleben begegnen. Etwas sprach mich an, ohne sich zu erklären.

Sicherlich hängt diese Form von »Biblioamnesie« auch damit zusammen, dass sich Literatur nicht eins zu eins nacherzählen lässt und Kunst nun mal mehr ist als die schlichte Summe ihrer Teile. Aber es muss noch einen anderen Grund geben für diese literarische Demenz. Und da offenbar nicht nur ich darunter leide, kann es auch nicht nur

an meinem tatsächlich ziemlich schwachen Gedächtnis liegen.

Was bedeuten diese schwarzen Löcher? Warum erinnern wir uns so eindringlich an besondere Leseerlebnisse, vergessen aber die konkreten Inhalte, also das, was wir gelesen haben? Sind unsere intensivsten Lektüreerfahrungen weniger intellektuelle als vielmehr emotionale Eindrücke? Spiegeln, flüchten, heilen wir uns lesend auf unsichtbaren Kanälen, und versinkt ein Teil dieser Erfahrung wiederum in jener Region, die Freud »das Unbewusste« nannte? Wie kann es sein, dass wir uns durch Wörter besser fühlen, sie uns in die Lage versetzen, etwas anderes wahrzunehmen als unsere Einsamkeit und Beschränktheit, unser Anderssein?

THEORIEN UND TOLLE TYPEN

Es tut wohl, den eignen Kummer von einem anderen Menschen formulieren zu lassen. Formulieren ist heilsam«, schreibt Erich Kästner im Vorwort zu seinen Erste-Hilfe-Gedichten und bringt wunderbar beiläufig eine psychologische Grunderkenntnis auf den Punkt. Der amerikanische Philosoph und Psychologe William James - er war der ältere Bruder des Schriftstellers Henry James und gilt als Begründer der amerikanischen Psychologie - vertrat die Ansicht, es gebe nur zwei Arten zu denken: argumentieren und erzählen. Erzählen scheint die wesentlichere zu sein. So entwickelt sich beispielsweise in der Psychoanalyse eine Geschichte zwischen Analytiker und Patient, bei der es nicht um literarische Wahrhaftigkeit geht, sondern darum, eine emotionale Wahrheit aus dem Leben des Patienten zu verdeutlichen. Gelingt es dem Patienten, das, was Freud »unbewusste neurotische Wiederholung« nannte, zu artikulieren und in eine Geschichte zu verwandeln, dann scheint das eine heilsame Wirkung zu haben. In dem Moment, wo das eigene Erleben Teil eines gemeinsamen bewussten Diskurses wird, eröffnet dieses Bewusstsein die Möglichkeit, sich selbst aus einer anderen Perspektive wahrzunehmen und sich dadurch besser zu fühlen.

Kann dieser Prozess auch in der Auseinandersetzung mit Kunst und Literatur eintreten? Der österreichische Schriftsteller Robert Musil notiert um 1920 in seinen Tagebüchern: »Ein Buch ergreift oder fesselt mich. Es ist ein liebes Buch, ein geistvolles, ein langweiliges, ein gemütvolltes usw. Ist es das wirklich oder nur für schlechte Beobachter? Ist es Verlegenheit oder Gesetz, dass wir in der

Praxis solche Aussagen von einem Buch machen und dass es die gleichen sind wie von einem Menschen?« Aber nicht nur literarische Figuren wie Raskolnikow und Madame Bovary oder auch deren Schöpfer ergreifen den Leser, vielmehr kann das auch, wie bei den mysteriösen Anti- und Sympathien, die man in der Begegnung mit anderen erlebt, ein »unkonkretes Drittes« sein. Was sich dahinter verbirgt, bleibt für Musil aber vorerst »noch ungelöst«. ⁶

Womöglich wusste sein Zeitgenosse und Landsmann Sigmund Freud, den der Dichter ebenso bewunderte wie kritisierte, des Rätsels Lösung. Erinnerung doch das »unkonkrete Dritte« an einen Interaktionsraum, den Freud »Tummelplatz« nannte: jenes weite, wilde Feld, auf dem die sogenannte Übertragung zwischen Patient und Analytiker stattfindet. Ein mentaler Spielplatz, »auf dem ihm [dem Patienten] gestattet wird, sich in fast völliger Freiheit zu entfalten, und auferlegt ist, uns alles vorzuführen, was sich an pathogenen Trieben im Seelenleben des Analysierten verborgen hat«. ⁷

Offenbar können auch Kunst und Literatur solch einen Tummelplatz eröffnen, indem sie verborgene Regionen unseres Gefühlslebens berühren und verdrängte Emotionen ins Bewusstsein treten lassen. Darauf bauen schließlich die meisten Kreativtherapien. Die Auseinandersetzung mit Kunst kann helfen, ungeordneten Gefühlen, die einen zu überwältigen scheinen, eine Form zu geben und sie damit überschaubar zu machen. Und: Kunst kann schlicht davon erzählen, dass man nicht allein ist mit seinen Empfindungen und Erfahrungen. Mit Erich Kästner gesagt, kann es »bekömmlich« sein »zu erfahren, dass es anderen nicht anders und nicht besser geht als uns selbst. Es beruhigt auch zuweilen, das gerade Gegenteil dessen, was man empfindet, nachzufühlen.«

Was Kästner mit eleganter Ironie in seiner *Lyrischen Hausapotheke* verpackte, die Idee, Literatur könne als poetisch fundierte Seelenkur durchaus praktischen Nutzen haben, ist nicht etwa die abwegige Phantasie eines einzelnen Herrn. Durch alle Epochen hinweg haben Dichter davon geträumt, nicht nur Diener von Bildung und Erbauung zu sein, sondern tief in die Gefühlswelt ihrer Leser vorzudringen und deren Wahrnehmung gründlich durcheinanderzuwirbeln.

Schon Miguel de Cervantes' *Don Quijote*, der 1605 mit seiner Rosinante auf die literarische Bühne galoppierte und seither als Urgestein des modernen Romans gilt, ist eine ausufernde Phantasie über die ebenso abenteuerlichen wie fatalen Folgen der Lesesucht. Weil er der Lektüre von Ritterbüchern verfällt, vergisst der Junker Alonso Quijano seine Pflichten, lässt Haus und Hof verkommen und verkauft sein letztes Hemd, »um Ritterbücher zum Lesen anzuschaffen«. Die Folge dieser exzessiven Lesefreuden ist das Gegenteil einer gelungenen Bibliothherapie: Der Hidalgo verfällt der Bücherdroge, macht die Nacht zum Tag, »und so, vom wenigen Schlafen und vom vielen Lesen, trocknete ihm das Hirn so aus, dass er zuletzt den Verstand verlor«. Als er sich schließlich einen neuen Namen verpasst und loszieht, um als fahrender Ritter Don Quijote all das zu erleben, was er bislang nur aus Büchern kennt, zeigt sich, dass er keinen Unterschied mehr zwischen Realität und Fiktion erkennt: Er ist längst, was er liest.

Erst auf dem Totenbett, als all die surrealen Abenteuer überstanden sind und auch der letzte Kampf verloren ist, findet »der Ritter von trauriger Gestalt« aus seiner literarischen Phantasie heraus. Er verlässt die irdische Welt als geheilt, wobei offenbleibt, ob er damit wirklich besser dran ist. So steht am Anfang der Kunst des Romans die so großartige wie größenwahnsinnige Phantasie eines Autors über die existenzielle Macht des Erzählens.

Die Erfahrung, dass Lektüre einen in regelrechte Wahnzustände versetzen kann, wird jeder leidenschaftliche Leser schon mal gemacht haben. Immer wieder entdecke ich Texte, die mich so bewegen, dass ich mich fassungslos frage, wie ich sie so lange übersehen konnte. Dann muss ich sofort all das Versäumte nachholen, gerate in einen regelrechten Leserausch, verschlinge ein Buch nach dem anderen, werte parallel dazu akribisch Rezensionen, Interviews und biographische Texte aus und spiele nach, was ich darin finde. Einen meiner intensivsten literarischen Liebesräusche verdanke ich Hanns-Josef Ortheil, dem ich bereits nach vier Seiten komplett verfallen war. Ob der Mann womöglich etwas zu alt für mich wäre oder seit Jahrzehnten mit derselben Frau verheiratet ist, all diese profanen Parameter spielen zum Glück überhaupt keine Rolle, wenn man sich in Schriftsteller verliebt. Oder besser gesagt in die Person, die man sich zu den Büchern eines Schriftstellers zusammenphantasiert. Ortheil ist in dieser Hinsicht ein dankbares Liebesobjekt. In einem seiner Bücher lernt man seine Kinder kennen (gut, dass meine bereits Namen hatten, sonst hätte ich sie sofort Lo und Lu genannt). In einem anderen nimmt er einen sogar mit in sein Haus in Stuttgarter Hanglage. Dort wird man bekocht und mit Ortheils Lieblingschampagner bewirtet: Ruinart Rosé – das ist auch mein Lieblingschampagner! Ich wusste es, Hanns-Josef Ortheil und ich sind Seelenverwandte! Meine Kinder müssen in den nächsten Tagen Nudelgerichte essen, die Herr Ortheil in diesem Buch zubereitet (schmecken ihnen nicht), und meine Tochter muss sich schon morgens auf dem Weg zum Kindergarten meine Begeisterungselogen über den erst elfjährigen Hanns-Josef anhören und wie schön er *Die Moselreise* mit seinem Vater beschrieben hat.

Mama hat sich in einen elfjährigen Schriftsteller verliebt, sagt sie beim Abendessen zu meinem Mann, der matt erwidert, Männer in senfgelben Hosen seien für ihn nicht

satisfaktionsfähig. Du hast ja keine Ahnung, keife ich los. In Italien, wo Ortheil viele Jahre gelebt hat, sind diese Hosen geradezu ein Distinktionsmerkmal, das hat mir Tobias erzählt, und der weiß alles! Mann und Kind stehen auf und räumen wortlos ihre Teller in die Spülmaschine.

Ich ziehe mich mit Hanns-Josef zurück. Inzwischen lese ich bestimmt schon das zwölfte Buch in Folge. Während also meine Kulturbanausenfamilie mit Playmobil-Männchen spielt, schlendere ich mit Hanns-Josefs Alter Ego, einem Pianisten, durch Zürich, und plötzlich nervt mich etwas, nur eine Nuance, ein einzelner Satz. Und dann geht es nicht mehr. Ich kann Hanns-Josef Ortheil nicht mehr ertragen. So war es jedes Mal, wenn ich in einen Schriftsteller verliebt war. Irgendwann ist es wie in jeder Beziehung, und genau das, was einen am Anfang so entzückt hat, die kleinen Macken und Ticks, gehen einem urplötzlich total auf die Nerven. Dann wird es Zeit, etwas Abstand zu gewinnen und den anderen in neuem, kühlerem Lichte zu betrachten. Und – den Kindern endlich mal wieder etwas zu kochen, was ihnen auch schmeckt.

Bücher, in denen ich immer wieder
gelesen habe - :

- 1) Fritz WALTER : 3 : 2 (mit zehn Jahren)
- 2) Ernest HEMINGWAY : Paris - ein Fest
fürs Leben (mit fünfzehn Jahren)
- 3) GOETHE : Wilhelm Meisters Lehrjahre
(mit zwanzig Jahren)
- 4) JEAN PAUL : Flegeljahre (mit fünf-
undzwanzig Jahren)
- 5) W.A. MOZART : Briefe (mit dreißig
Jahren)
- 6) Clara + Robert SCHUMANN : Liebes-
briefe (mit fünf und dreißig Jahren)
- 7) Carlo E. GADDA : Die griechische Besetzung
in der Via Merulana (mit vierzig Jahren)
- 8) Wolfgang HILBIG : Erzählungen (mit
fünf und vierzig Jahren)
- 9) Marie Luise JÄGERER : Reportagen (mit
fünfzig Jahren)
- 10) DAS NEUE TESTAMENT (mit sechzig Jahren)
Hanns-Josef Ortheil (Juni 2014)

»Bücher, in denen ich immer wieder gelesen habe«
Hanns-Josef Ortheil

Die Idee, dass Dichtung und Heilkunst etwas Wesentliches verbindet, existierte schon lange, bevor Cervantes sich mit seinem Ritterabenteuer aus dem finsternen Kerker herausphantasierte. Ende des 16. Jahrhunderts saß er mehrfach im Gefängnis, und womöglich tröstete oder

therapierte er sich kraft seiner Phantasie auch ein wenig. In der Vorrede seines Jahrhundertwerks nennt er seinen Text einen Sohn, »der im Gefängnis erzeugt wurde, wo jede Unbequemlichkeit ihren Sitz hat, jedes triste Gelärm zu Hause ist«.

Schon die kultischen Handlungen, Beschwörungen und Opferriten vieler primitiver Kulturen waren von dem Glauben an eine magische Energie und Kraft bestimmter Worte getragen. Über der sagenhaften Bibliothek von Alexandria prangte der Schriftzug *psychēs latreion* (Heilstätte der Seele). Der griechische Gott Apollon gilt als Gott der Poesie und der Heilkunst.

Es war aber ein Autor und Philosoph, der die Vorstellung, Dichtung könne eine heilsame und reinigende Wirkung haben, vom Olymp auf die Erde brachte. Aristoteles verknüpfte in seiner im 4. Jahrhundert vor Christus verfassten *Poetik* erstmals einen Begriff mit Dichtung und Musik, der bis dahin nur im Zusammenhang mit religiösen oder kultischen Handlungen oder im Umfeld der Medizin verwendet wurde: die sogenannte *katharsis*. Ärzte verwendeten diesen Begriff als Terminus technicus für die Ausscheidung schädlicher Substanzen. Purgierende, also reinigende Methoden gehören seit jeher zu den fundamentalen Verfahren der Naturheilkunde. Wer sich schon einmal einer Fastenkur unterzogen hat, wird das wissen.

Bis ins 19. Jahrhundert, als Rudolf Virchow die Zellulärpathologie einführte, bestimmte die sogenannte Vier-Säfte-Lehre das medizinische und naturwissenschaftliche Menschenbild. Schon der griechische Arzt Hippokrates war der Ansicht, dass der menschliche Körper verschiedene Säfte – Blut, gelbe und schwarze Galle sowie Schleim – enthalte, die in einem ausgewogenen Verhältnis zueinander stehen sollten. Patienten, die zu viel oder zu wenig von einer Substanz in sich hatten, rückten die